

Roland T. Prakken

TREULOSE TOMATE
IST NICHT MEIN GEMÜSE



Roland T. Prakken

Treulose Tomate ist nicht mein Gemüse

Roadbook

Handlungen und Handelnde sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit anderen Freierfundenen sind zufällig,
mit Lebenden oder Lebendigen, gar mit Toten oder Untoten erst recht.
Und so frei wie der Zufall ist, kann ohnehin nichts erfunden werden.

Leseprobe der Seiten 5 - 19

Copyright © Nachttischbuch. Alle Rechte liegen beim Autor.
Gerichtsstand ist Berlin bzw. Hamburg. Nachdruck, auch auszugsweise, ist ohne vorherige Genehmigung des Verlages nicht gestattet und honorarpflichtig.
Lektorat: Rainer B. Jogschies, Hamburg
Autoren- und Coverfoto: Franklin Hollander, Hamburg
Gestaltung: Schonert Communication, Berlin
Illustrationen: Vandam, Berlin
Kontakt: info@nachttischbuch.de



ISBN: 3-937550-11-9

ISBN-13: 978-3-937550-11-4

Tracks



What would you do if I sang out of tune?	5
Hello darkness my old friend	7
Over the hills and far away	23
You can't always get what you want	37
On the road again	46
Highway to hell	57
Time to ring some changes	72
Children of the revolution	84
The last waltz	93
Forever young	103
Spinning wheel	109
Alles verändert sich, wenn Du es veränderst	124
This town ain't big enough for the both of us	139
I want to break free	144
Dedicated followers of fashion	152
Der Autor	153

What Would You Do If I Sang Out Of Tune?

Zugegeben: Ich bin ein Bandit.
Keine Angst: Kein „Gangsta“. Ich bin kein stilisierter Klau.
Ich stehle Stile. Sonst nichts. „Style Bandits“ heißt meine Band
– nicht Bande. Keine Angst. Wir wollen bloß spielen!

Aber das Leben ist kein Spiel. Oft pfeift es auf die Melodie,
die man zu singen versucht. Dann stimmt kein Ton.
What would you do if I sang out of tune?

Da hilft kein Betrug. Da kann man sich nicht davonstehlen.
Das wäre eine Lebenslüge.
Lebenslügner sind allerdings so dumm zu glauben,
sie würden andere belügen und nicht sich –
noch dazu ausgerechnet mit Details aus ihrem Leben,
das sie besser kennen sollten.

Dabei wissen es die anderen besser. Sie sehen ihnen dabei zu.
Und manchmal spielen sie auch mit.
Sie können schon deshalb zu sich stehen, wenn einer
seine Lebenslüge zu einer Geschichte umtextet
und sich plötzlich auch das Leben derer anders darstellt,
die dabei waren.
Vielleicht erzählen uns diese anderen mal, wie es wirklich
und noch wirklicher zugeht – und zugeht, wenn sie sich auf
der Straße treffen oder irgendwohin fahren,
wo alle Geschichten beginnen oder enden.

Davon handelt dieses überaus wahre Fahrtenbuch –
eine unnötige Geschichte, die eigentlich Musik ist ...

Hello Darkness My Old Friend

Hello darkness my old friend, summte es in meinem Kopf. Da war es schon zu spät. Depression hört sich anders an. Aber Gemütsbeschwerte sollten das Auto stehen lassen, wenn die Musik sie mehr voranbringt als der Motor.

Es war kurz nach Einbruch der Dunkelheit, als wir irgendwo in Nordthüringen durch die erste menschliche Ansiedlung mit einer trüb funzelnden Straßenbeleuchtung fuhren.

Sind wir denn noch richtig? Wie heißt'n das hier?

*Wenn wir noch auf der B4 sind – und das will ich doch stark hoffen!
– müsste das Stockhausen sein.*

Bitte?

Wie der gleichnamige Karlheinz! Und als nächstes kommt dann gleich Sondershausen.

Wie bitte?

Boris sah mich an als kehre sein Glaube an den Weihnachtsmann zurück. Es war das erste Mal auf dieser Reise von Hamburg ins Nirgendwo, dass seine Stirn in Falten fiel und die Erwartung so hoch war, dass Fältchen um die Mundwinkel sich zu einem Lächeln formten.

Von da an sollte Bad Frankenhausen ausgeschildert sein. Obwohl ... so genau weiß man das ja nie!

Wie liegen wir in der Zeit?

Schätze so ungefähr dreißig Jahre zu spät.

Kannst du vielleicht mal auf die Uhr sehen und nicht immer auf die Tankanzeige!

Wir liegen genau so in der Zeit wie Stockhausen bei Sondershausen. Uhrenvergleich! Geht also gerade mal so ... Alles im grünen Bereich – wie der Tank schon lange nicht mehr!!

Ich hatte die Reise und die Route geplant. Irgendwie fühlte ich mich verantwortlich – und gar nicht gut dabei. Schließlich waren wir nicht Simon und Garfunkel, die selbst am falschen Ort den richtigen Ton trafen. Wir hatten gerade noch knapp zwei Stunden Zeit, wenn ich dem Zittern der Nadel am Armaturenbrett glauben durfte. Hundertzwanzig Minuten um Bad Frankenhausen zu erreichen, dort das „Panorama Museum“ zu

finden, aufzubauen und einen schlichten Soundcheck zu machen – um 20 Uhr sollte unser Konzert stattfinden. Zwanzig Kilometer laut Karte, ungefähr. Wenn keine Umleitung mehr käme, wären wir vielleicht sogar noch früh genug da, um vorher eine Kleinigkeit zu essen.

Boris starrte angestrengt in die Dunkelheit, um Thüringen nicht noch versehentlich zu verlassen. Ich war in Gedanken dabei, ein Programm der „Style Bandits“ für den Abend zusammenzustellen.

Alles war gut. Wir waren auf dem richtigen Weg.

Bad Frankenhausen liegt, man kann es nicht oft genug weitersagen, am Südhang des Kyffhäusergebirges. Es hat neuntausend Einwohner, mehr oder weniger. Neben seinem Titel als „Kurort“ besitzt es mindestens noch drei weitere Attraktionen. Man muss es nur oft genug sagen

Vor allem anderen befindet sich – in unmittelbarer Nähe, nämlich bei Rottleben, die berühmte „Barbarossahöhle“: Dort schläft der Legende nach Kaiser Friedrich (der Erste), genannt Barbarossa. Er schläft so lange bis Deutschland ganz und gar geeint ist. Sein roter Bart soll bislang bereits zweimal um den runden Tisch gewachsen sein, an dem er immer noch schlafenderweise ausharrt – 3. Oktober 1990 hin oder her.

Also verrätzt er vermutlich noch länger die plötzlich *blühenden Landschaften* und das ehernerne Geständnis des Ehrenwort-Kanzlers Helmut Kohls, von wem er im Dunkel die Schwarzgelder zur Finanzierung der CDU-Regierungen zugesteckt bekam. *Der arme Mann!* Da saß Barbarossa und wartete auf ein wohl nicht mehr einlösbares Versprechen. Das war nun dabei herausgekommen, dass die Regierung des Dicken im Zuge der Wiedervereinigung so leichtfertig auf alle kaiser-relevanten Gebietsansprüche östlich der Oder verzichtet hatte. Kanzler Kohl (CDU) hätte mit seinem *Mädchen Merkel* schon aus humanitären Gründen nachverhandeln müssen: *Also, wir haben da noch einen alten Kaiser im Berg sitzen, der wirklich sehr enttäuscht wäre, wenn wir auf die ehemaligen Ostgebiete verzichteten.*

Desweiteren hat Bad Frankenhausen einen schiefen Turm. Schiefer noch als der in Pisa. Er gehört zur Kirche „Unserer Lieben Frauen“ aus dem 14. Jahrhundert und hat sich in den vergange-

nen sechshundert Jahren gemächlich gen Osten geneigt – und zwar so weit, dass Anfang der Achtzigerjahre die amtierende Kreisleitung der „Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands“ (SED) die barocke, aus Holz und Schiefer bestehende Haube des Turms wegen Einsturzgefahr abnehmen lassen wollte. Leider war man zu knapp bei Kasse für derlei Unterfangen und zeigte das DDR-bekanntes Improvisationsgeschick. Die Kreisleitung beorderte die freiwillige Feuerwehr des Ortes gegen ein Entgelt von hundert Mark und ein paar Kästen Bier zur kontrollierten Abfackelung des Turmaufsatzes. Entweder war jemandem die Atemschwäche des Planes aufgegangen oder es mangelte schlicht an volkseigenem Benzin. Oder der Schiefer hielt stand. Jedenfalls steht der Turm immer noch.

Die dritte und allerjüngste Sehenswürdigkeit der Stadt ist das oberhalb des Ortes gelegene, weithin sichtbare „Panorama Museum“. Auf dem Schlachtberg fand im Jahre 1525 die letzte Entscheidungsschlacht im mittel-deutschen Bauernkrieg statt. Die SED wählte diesen geschichtsträchtigen Ort für das Museum, das gerade noch rechtzeitig 1989 fertig ward bevor die SED mitsamt der DDR beerdigt wurde. Es beherbergt in seiner Rotunde ein vierzehn mal sagenhafte 123 Meter großes, dem deutschen Bauernkrieg und dem revolutionären Wirken Thomas Müntzers gewidmetes Monumentalgemälde.

So ist die Geschichte! Was das mit dieser Geschichte zu tun hat?

Nun, da ist außerdem noch ein Saal, von dem aus man einen überwältigenden Panoramablick über die thüringische Ebene hat. Und in dem sollte unser Konzert stattfinden.

Oft liegt manches beieinander, was man vor lauter Geschichten und Geschichtchen, vor Gefunzel und Geldverdienen nicht gleich zusammenbringt. Aber davon später.

Der Roland! Wie geht's denn so?

Der Fred! Es geht.

Museumspädagoge Fred Böhme war unser Mann. Er war ein Angehöriger jener seltenen Spezies von Veranstaltern, mit denen man sich als Musiker am Telefon auch gern noch über das allgemeine Befinden unterhielt. Bei vielen beschränkte man sich gern auf das Nötigste. Obwohl ich jedenfalls bemüht bin – wenn ich

Ansätze gegenseitiger Sympathie erspüre – einen persönlicheren Draht zu meinen Verhandlungspartnern zu bekommen. Meine Frau hat das früher zuweilen genervt, *Du musst mit denen doch nicht befreundet sein.*

War ich ja auch gar nicht. Aber so war ich nun einmal: *Der stets freundliche Herr Prakken.* Außerdem ging es ja nebenbei auch darum, dass ich mir einbildete, bei möglichen Folgeverhandlungen bessere Karten zu haben. Manchmal stimmte das sogar. Manchmal so gar nicht.

Na gut. Wahrscheinlich hatte meine Freundlichkeit genau genommen nicht den geringsten Einfluss auf den Verhandlungsverlauf. Würde ich alle Konzerte der letzten Jahre daraufhin prozentual bilanzieren, hätte es wohl keinen Unterschied gemacht, wenn ich stattdessen als stets mies gelaunter Arsch aufgetreten wäre: *Ich will diesen Auftritt, Sack, gib mir Geld!* Und fertig. Dieser Stil war es, den andere „professionell“ nannten.

Fred kannte uns von früher, als er Boris und mich – damals mit Wolf in dem Blues-Trio „The Midnight Sheiks“ – in ein mehr oder weniger schrottreifes „Kulturzentrum“ am Ort vermittelt hatte. Um 21 Uhr erschien die Polizei, ein Nachbar habe sich beschwert, hieß es, und sie würden *die Instrumente sofort einkassieren*, wenn sie *auch nur noch von einem weiteren Ton* hörten. Wir spielten daraufhin den zweiten Set heimlich – und unverstärkt. Es war ein Glück oder schicksalsgleiche Vorhersehung, dass ich die akustische Gitarre immer reizvoller als ihre elektrische Schwester gefunden hatte – und in solchen Situationen erst recht. Naja, zugegebenermaßen entwickelte ich schon als junger Musiker die ins Neurotische neigende, gleichwohl zukunftsweisende Idee, dass ich jedenfalls bei einem Stromausfall mit akustischen, unverstärkten Instrumenten würde weiterspielen könnte, wenn alle elektrisch verstärkten längst schweigen müssten ...

Ob mit oder ohne „Vattenfall“, der Fall trat nicht ein – bis auf dieses eine Mal! Und das sogar ganz ohne Stromausfall. Aber wer wusste schon, was alles noch kommen würde! Bei den steigenden Energiepreisen im neuen Jahrtausend würde es sich Brian May ohnehin bald überlegen, ob er noch eine ganze Wand von „Vox AC 30“-Verstärkern hinter sich aufbaute.

Ich war nun mal besonders der akustischen Steelstring zugetan und fand es über die Jahre schlicht wunderbar, ohne Umwege

über Verstärker und Effektgeräte eine Gitarre von ihrem Ständer nehmen und Klänge erzeugen zu können. Jedenfalls im Prinzip. Aber das Leben ist ja anders, nicht so grundsätzlich und nicht so energiesparend.

Diesmal jedenfalls brauchten wir – zu unserem großen Glück mit Fred – nicht noch unsere eigene Anlage zur Verstärkung der akustischen Instrumente in den Saal hochzuwuchten. Das Museum war ganz ordentlich ausgerüstet. Und die Polizei würde auch nicht mehr vorfahren.

Wir schlepten also lediglich die Instrumente hinauf und begannen uns zu verkabeln, während der rührige Fred uns einige Pizzen orderte.

Du wolltest mir doch vorhin irgendwas erzählen bevor wir uns verfranst haben, sagte Boris während er sich mit einem verhedderten Kabel plagte.

Nach jedem Auftritt gaben wir uns die größte Mühe, die Kabel akkurat so aufzurollen, dass man sie beim darauf folgenden gleich mit einer einfachen Bewegung wieder auseinander bekam. Aber im Leben war es wie mit meiner Völlig-Kabellos-Idee: Irgendwann im Laufe der Aufbauphase zog jedes Mal jemand scheinbar zwangsläufig doch am falschen Ende oder jemand anders hatte sie auf eine etwas andere Art gewickelt – und prompt gab es doch wieder Kabelsalat als Vorspeise.

Rate! Wer hat angerufen? Zwei Chancen! Ein Tip: Schatten der Vergangenheit!

Keine Ahnung. Fred? Um diesen Auftritt doch noch zu canceln.

Ach was!

Herrje, machst Du es wieder spannend. Wer mag Dich denn wohl angerufen haben! Wer wohl? Der Papst, die Kanzlerin? Ach nee, da gibt's noch einige andere – Jens Barth, Wolf...

Ne. Ganz kalt. Du rätst es sowieso nie: Hans!

Welcher Hans? Hans im Glück?

Na bitte, sach ich doch: Welcher Hans!?! Welcher Hans! Munk natürlich. Hans Munk. Vorne M, hinten Unk.

Im Ernst? Hans Munk? Unser Munkelmann? Was wollte der denn? Einen Job? Munkelmännchen, den muss ich ja das letzte Mal gesehen haben ... Wann bloß?

*Du bist vielleicht lustig: Als wir auf Deiner Hochzeit gespielt haben!
Mit Wolf an der Posaune!*

Ne, ganz so lange her wird es nicht sein. Die „Style Bandits“ existierten ja zu der Zeit noch gar nicht. Oder doch?

Na doch. Natürlich existierten wir schon. Wenn wir nicht existiert hätten, wären wir dann heute hier?

Wer weiß. Ich denke, aber ich bin nicht. Mein Magen knurrt.

Jedenfalls hatte ich doch damals zur Bandgründung noch kurz in Erwägung gezogen, den Munk mit einzubauen.

*Ich weiß. Aber das ist doch was ganz anderes. Er wollte dann nicht!
Oder wollten wir nicht?*

Eine Mischung aus Beidem. Er wollte nicht: Weil ihm das wohl irgendwie zu exotisch klang. Beim Stichwort „Ethno“ kriegte er schon Ausschlag. Und außerdem hatte er ja schon immer Probleme mit Dingen, die mit „so dunklen Typen!“, wie er immer sagte, zu tun hatten. Vor allem passte es nicht zu seinem Großen Plan, ein großer Pop-Produzent zu werden.

Ja, stimmt – der Dieter Bohlen der aufrechten Musiker. Nur eben viel, viel intelligenter. Aber auch mit Wohnsitz in Tötensen, weil das Hanserl dann gleich nebenan ins Krankenhaus zu seiner ambulanten Psychotherapie laufen konnte.

Und Wolf war auch nicht sonderlich scharf darauf, ihn dabeizuhaben, weil Munk damals auf diesem „Alles-Loser-außer-mich!“-Trip war. Erinnerst Du Dich?

Jaja. Überhaupt alle, die nicht seinem „Es-irgendwie-schaffen-müssen“ nacheiferten, waren in seinen Augen „Loser“. Allen voran natürlich Wolf, tja. Der wollte damals einfach nur ein guter Schlagzeuger werden.

Genau, ach je. Wie könnte ich das vergessen! Abgesehen davon war Wolf seinerzeit allerdings auch wirklich nicht gerade einfach zu ertragen. Da zog immer viel „Küstennebel“ auf.

Stimmt. Genau das Gegenteil zum Konzept des „Karriere-Trips“ a la Munk. Christiane Übernberg, die feministische Automechanikerin, war dem armen Wolferl gerade abgehauen. Mit dem arbeitslosen Schiffskoch – Liebe geht durch den Magen.

Ist die jetzt nicht Webdesignerin?

Ja, aber nicht mehr feministisch. Sie hätte doch ihren Hauptschulabschluss machen sollen. Jedenfalls: Der Wolf soff, morgens und abends, gern auch mal mittags. Ein Mann braucht Gründe.

Und Freunde, die sie oder zumindest ihn verstehen.

Unser E-Gitarrist Axel hatte ihm mal einen Flachmann „Küstennebel“ zu einer unserer Proben mitgebracht. Bloß weil Axel den Namen *so schön bescheuert* fand.

Der Billigschnaps wurde an den Zeitschriften-Kiosken für die lesewütige Kundschaft als Brillenersatz stets bereitgehalten. Im Supermarkt lag er an der Kasse neben den Süßigkeiten für die quengelnden Kinder, *Mami, ich will aber lieber einen „Küstennebel“ als ein „Goldbärchen“!! Ich wiillll!!!*

Eigentlich war es *Nur ein Gag!* von Axel. Aber Wolf saugte sich den Nebel rein, morgens halb elf in Deutschland, das Frühstückchen ...

Vielleicht dachte der Wolfer ja auch, das sei wie eine Art Mutprobe. Aber trotz allem war er damals schon ein wirklich guter Drummer! Und Munk nervte – er stänkerte ständig über ihn. Dabei hatte der doch selber gerade mal wieder aufgehört zu saufen. Er hat sich immer an Deinem Chandler-Zitat trocken gehalten: An manchen trüben Tagen braucht man eben einen kleinen Gin, um aus dem Bett zu kommen.

Aber er hatte eben Angst, Quartalgenie zu werden, wenn er den Alkohol nicht bei anderen verteufelte. Er hat nie kapiert, warum andere selbst im Suff noch besser improvisierten als er nüchtern.

Weißtu eigentlich, was der Tenorsaxophonist von Miles Davis auf die Frage gesagt hat, wieso er sogar besoffen so toll spielen könne?

Ne.

Ganz einfach: Besoffen üben. Oder hat das gar nicht Zoot Sims gesagt? Egal. Aber was wollte denn nun der Munk von Dir?

Keine Ahnung.

Was hast Du denn gesagt?

Nix. Hello darkness my old friend.

Und was hat er da gesagt?

Er habe sich halt mal wieder melden wollen – schon ewig und drei Tage nicht gesehn und so Zeugs ... Was man so sagt! Vielleicht soll ich ihm ja bei seinem nächsten Buch helfen.

Buch, was denn für'n Buch? Der kann doch gar nicht schreiben.

Na, das hast Du wohl auf Deiner Insel nicht mitbekommen! Unser Munkmann ist doch unter die Literaten gegangen.

Boris, der Kabelentwirrer, lebte seit über zehn Jahren auf Mal-

lorca, der Sonne halber und um die Nasennebenhöhlen frei zu halten. Jeder hat so seine Art. Der eine hockt in klammen Höhlen, der andere bartlos auf der angeblichen „Promi-“ und „Putzfraueninsel“.

Es war eine abgewandte Welt. Dort kriegte so mancher so manches gar nicht mehr mit: Jeden Tag Ferien, die Saison über waren die meisten Eingeflogenen spätestens ab 16 Uhr angetrunken. Vom „11. 9.“ sollen einige Malle-Menschen erst zwei Monate später während der Weihnachtsvorbereitungen beiläufig am Telefon erfahren haben.

Das allein wäre eigentlich ein Grund für Boris zurückzukehren. Er hasste alles, was sich von der Gegenwart in vermeintliche Paradiese verschlagen ließ.

Aber in Deutschland lauerten andere, grundständigere Übel. Da hatte man ja nicht einmal den „9. 11.“ bis heute ernstlich wahr genommen, weder den 1919, als Karl Liebknecht in Berlin die „Sozialistische Republik Deutschland“ ausrief, noch die nationalsozialistische Antwort darauf 1938, der verniedlichten „Reichskristallnacht“, noch die „friedliche Revolution“ 1989 mit ihren Bananen-Republikanern.

Jedenfalls wird alljährlich am 11. 11. die „Närrische Zeit“ eingeläutet, Scheiß auf den Jahrestag des Waffenstillstandes im Ersten Weltkrieg! Lustig muss es zugehen in Deutschland – und wenn alles in Trümmer fällt.

Ich dachte, Munk war voll und ganz unter die Komiker gegangen! Wir hatten ihn doch sogar mal in einer von diesen völlig witzlosen „SAT.1“-Comedyshows gesehen. Oder war das auf „Viva“?

Wo ist der Unterschied? Jedenfalls hat er inzwischen sozusagen seine Memoiren geschrieben.

Munkelmanns Memoiren? Na, das wurde ja auch mal Zeit!

Kann man wohl so sagen. Nebel gibt es nicht nur an der Küste.

Das ist jetzt aber nicht Dein Ernst, oder? Oder? Wer denn in Gottes Namen interessiert sich für Munks Leben? Leute, die Trost bei Akneproblemen anderer suchen?

Wo lebst Du eigentlich! Seit neulich jemand einen Verleger für ein Buch über die Geschichte des T-Shirts gefunden hat, überrascht mich in dieser Hinsicht gar nichts mehr.

Geschichte der T-Shirts? Na, das hat doch immerhin Hand und Fuß.

Fuß wohl weniger. Höchstens Fußnoten. Vielleicht kommt in dem Buch ja auch das T-Shirt vor, das der kleine Munk gebraucht hätte, aber für das es damals noch keine gedruckte Lebensgeschichte gab: Ich habe Pickel – aber kann mich nicht ausdrücken.

Hast recht. Wer kann heutzutage schon noch erklären, was wann wie Erfolg hat, was ins Fernsehen kommt oder ein Buch wird. Du und ich können das jedenfalls nicht verstehen. Wer sind denn wir schon! Hat Munk ja immer gesagt: Wer seid Ihr schon! Was wollt Ihr werden? Wer sind wir denn schon, was wir nie werden wollten?

Vielleicht ist genau das die Erfolgsformel? Die Leutchen kaufen Munkhausens Märchen jedenfalls – wie er sich selbst am Schopf packte. Und gar nicht mal so wenige verschlingen das geradezu.

Hat er also Recht behalten. Man glaubt es kaum! Worum geht's denn da nun wirklich? Ist es sehr munkisch?

Ich wusste es nicht. Ich hatte das Buch ja bloß gelesen. Und vielleicht so eilig, wie jemand, der vom Hochhaus stürzt, sein ganzes Leben an sich vorbeiziehen sieht und doch lieber noch die schöne Aussicht genießen sollte.

Worum ging's da eigentlich – in dem Buch, in dem sogar wir vorkamen, der eine mehr, der andere nicht mehr? Ging es um das kleine Scheitern im Großen? Oder das Große im Kleinen? Oder um das Kleine im Ganzgroßen? Oder das Scheitern im Großen und Ganzen?

Alle, von denen ich bisher ermahnt wurde, ich müsse *das Buch doch auch lesen*, fanden es jedenfalls *ganz toll*.

Hans Munk wurde der Liebling einer Saison! Und ich war plötzlich scheinbar der einzige, weil der letzte Miesepeter, so einer wie Munk einst war. Ich war es, der ihm auf einmal rein gar nichts abgewinnen konnte so wie er uns einst nicht hatte verstehen können. Das Leben konnte in Thüringen so undurchsichtig sein, so mächtig bärtig.

Ich hab das Buch irgendwie gelesen, aber ich weiß einfach nicht, worum es sich dreht. Es sind auch nicht eigentlich die Munk-Memoiren. Er hat so viel Angst vor seiner Vergangenheit, dass er sich darin „Stunk“ nennt. Vielleicht waren wir zu lange Jahre mit ihm zusammen, um zu verstehen, was er über diese Zeit schreibt, das andere als uns plötzlich interessieren sollte.

Wie auch immer. Ich hatte mich im Laufe der vergangenen fünfzehn Jahre hin und wieder, allerdings immer seltener ge-

fragt, was der Munk wohl so trieb. Und wenn ich daran dachte, war ich froh, es nicht so genau zu wissen. Und dann war er plötzlich wieder da – wie Kai aus der Kiste. Er hatte also ein Buch geschrieben mit einem Titel so wie Küstennebel: “Fisch ist mein Schweinebraten“. Es war autobiographisch angelegt und beschrieb die Zeit, als er mit einer Tanzmusikkapelle über die Dörfer im Hamburger Umland getingelt war.

Letztlich beschränkt sich das Stunk-Buch neben einigen leidlich komischen Episoden um das Musizieren auf Schützenfesten auf Das Große Thema: Akne! Du kennst das ja noch von ihm: Deshalb keine Freundin haben, deshalb Onanieren und deshalb Furzen – oder umgedreht. Alles, was ihn immer anmachte. Alles, was die Leute halt so interessiert. Ein Teufelskreis.

Wobei es selbst bei den Beschreibungen der Schützenfeste offenbar vor allem die lesenden Städter davor gruseln sollte: Wie es doch bei diesen Landeiern in der Provinz so zugeht, *Nein wie fuuurchtbar, stell’ Dir vor: Polonäse!*

Ich hab’s — muss ich gestehen! — wohl noch nicht so ganz gelesen, nur eben von vorne zum Ende, aber nicht bis ans Ende, Axel bestand darauf, dass ich es mir antue. Aber es war zu übel zu lesen. Bisher habe ich nur mitgekriegt, dass er sich über alle und jeden auskübelt. Genau genommen also eigentlich fast so wie früher. Nur dass wir es jetzt auch schriftlich haben. Vor allem über die anderen Bandmitglieder, die alle miteinander ebenso hässliche Versager gewesen seien wie er. Und Munk selbst: Eine Art verkanntes Genie! Eines, das sich jahrelang unter Wert verkaufen musste. Ach ja. Im Grunde ist auch das nichts Neues.

Boris rebbelte ein Kabelknäuel auf. Er schien einen Anfang und ein Ende gefunden zu haben. Aber was sollte er mit der Mitte anfangen?

Was ich, gelinde gesagt, unfair finde. Munks legendärer letzter Schrei: Die anderen war ’n ’s. Immerhin hatten die Tanzmuckens-Jungs ihm über Jahre hinweg den Arsch gerettet! Als er nichts gebacken gekriegt hatte – außer sein Erbteil für Popmusik-Produktionen zu verpulvern, die keiner hören wollte ...

Nach zehn Jahren, die sich angefühlt haben mussten wie fünfzig, hatte Munk damals den erschnitten Plattendeal bekommen und sofort unterschrieben, was ihm vorgelegt wurde. Es stellte sich schnell heraus, dass der Vorschuss von zehntausend Mark alles sein würde, was er jemals bekommen sollte. Das Ganze war

lediglich eines der zahlreichen Objekte des Subventions- und Abschreibungskünstlers Reiner Pilz gewesen, der dann irgendwann zu sechs Jahren Haft verurteilt wurde – allerdings nicht wegen Munk.

Tanzmucke? Ist das alles? Und die ganzen Jazz- und Bluessachen, die Munk, Du und ich damals zusammen gemacht haben? Komme ich da jetzt etwa auch vor in dem Buch? Na, kann mir auf Malle ja egal sein.

Die Phase seines Lebens muss er wohl irgendwie vergessen haben. Oder er hat sie vorsichtshalber unterschlagen, weil sie nicht ins „Mucker-gleich-ich verrate-meine-Musik-an-Deppen“-Bild passten.

Hmmm.

Die Eigentumswohnung in Uhlenhorst, in der er zur Muckerzeit schon wohnte, hat er ja geflissentlich auch nicht erwähnt! Weil das kleine, spießige Reihenhaus seiner pickligen Jugend in Marmstorf erbärmlicher, beziehungsweise irgendwie romantisch künstlerischer wirkte – der arme Poet.

Kannste mal sehen. Ich hatte sowieso immer den Eindruck, dass es ihm die meiste Zeit nicht um Musik ging, sondern um's Berühmtwerden. Das hat er dann ja wohl endlich geschafft. Muss ich das nun überhaupt noch lesen? Ich hasse Storys mit Happyend.

Ich habe es dabei. Von Axel geliebt. Kannst ja mal reingucken. Boris – das bildet!

Ich kann mich beherrschen! Nicht vor dem Essen.

Unsere Pizzen waren mittlerweile eingetroffen. Wir zogen uns zu einer raschen Mahlzeit in einen angrenzenden Raum zurück. Das Angenehmste an Konzerten in Orten, deren geographische und geschichtliche Lage man erst lange erklären musste, war, dass sie zumeist pünktlich begannen – nicht wie in Clubs oder Pubs in Hamburg, wo 20.30 Uhr angekündigt wird, damit das Publikum um 21 Uhr kommt und der Auftritt um 22 Uhr anfängt. Großstadtpublikum ist eben gerade mal so dumm, dass es lesen will, *wie dusselig Landeier* sind.

Als wir nach einer halben Stunde angenehm gesättigt – und eigentlich viel zu müde, um noch zu spielen – in den Saal zurückkehrten, hatte dieser sich bereits erfreulich gefüllt. Wir warteten noch, bis einige Nachzügler ihre Plätze eingenommen hatten, stimmten noch einmal kurz nach, atmeten aus und legten los.

Ich habe es immer geliebt, Konzerte zu spielen – viel mehr, als Aufnahmen zu machen, was ich demgegenüber eher als Stress empfand. Es war zwar irgendwie schön, hinterher ein Resultat anzuhören, etwas, das man schon tausendmal zuvor gespielt und so nie selber gehört hatte. Aber der Weg dorthin war nur allzu oft von Flüchen und Verzweiflung gesäumt: Jeder Verspieler würde schließlich für alle Ewigkeit auf CD gebannt und jede Unsauberkeit, und sei sie auch für Außenstehende gar nicht als solche wahrnehmbar, würde zumindest ich jedes Mal erbarmungslos von CD hören.

Um wie viel angenehmer war es da auf der Bühne! Nicht nur, dass man vom Publikum eine direkte Reaktion bekommt. Im Idealfall machte es irgendwann *Klick* – und die ganze Welt mit Hartz IV und Hartz Dreieindreißigeneinhalb, Pizzen und Provinz konnte einem für die Dauer des Konzerts den Buckel runterrutschen. Ich war in solchen Momenten nur mit der Musik und dem Augenblick beschäftigt. Das war Herausforderung genug.

Wir begannen mit der jazzigen Version einer alten keltischen Melodie, um dann den Bogen zu orientalischen Einflüssen zu finden und dies alles improvisierend miteinander zu verweben – so waren die „Style Bandits“ eben.

Zu Zweit ist das gar nicht mal so leicht und doch so nicht übel. Denn die Herausforderung eines Duos besteht darin, so eng verzahnt zu spielen, dass sowohl der Eindruck viel größerer Dichte entsteht – ein Sound, größer als diese Kleinstbesetzung, ein Spiel auch mit der Phantasie des Zuhörers, mit der Illusion eines vielstimmigen Klangs. Der Zuhörer muss im Geist mitspielen. So wie ein Leser ein Buch stets selbst zu Ende denken muss, wenn der Autor nicht so dumm ist, alles auszusprechen.

Andererseits ist es auch immer wieder eine Herausforderung, beispielsweise ohne Schlagzeuger zu grooven. Darüberhinaus bietet ein Duo Freiräume, die man in größeren Besetzungen nicht hat. Alles in allem zog ich Duos vor.

Allerdings war ich es von Anfang an auch gewohnt allein aufzutreten. Schon deshalb war für mich jedes weitere Instrument eine Unterstützung, eine Verstärkung, ein Anhaltspunkt, eine Inspiration, ein Kabelsalat.

Meinen Freunden ging es da anders. Axel beispielsweise hatte anfangs arge Probleme, wenn wir zusammenspielten, das Duo nicht als Schwächung zu begreifen. Boris war es einerlei. Was

hatte ich dem armen Kerl nicht schon alles an verblasenen Ideen zugemutet. Er hatte es zumeist klaglos über sich ergehen lassen – ein wahrer Freund. Und Munk? Er hatte immer nur gemekert. Er war sich für alle anderen zu könnerhaft – aber allein konnte er nicht ...

Es gibt gewiss viele Meinungen. Es wird gesagt, der gänzlich unbegleitete Solist sei im Besitz der größtmöglichen Freiheit: Weil er auf der Bühne machen kann, was er gerade will, – vollkommen frei in der Gestaltung seines Programms, beschränkt nur durch die Grenzen seines Instruments oder seine eigenen Fähigkeiten. Man konnte es ja beispielsweise in der unbändigen Kraft hören, mit der der Jazzpianist Oscar Peterson seine Solosnummern in den Flügel hämmerte, obwohl er sich mit all seiner Power im Zweifelsfall wohl auch von seinen Begleitern nicht hätte aufhalten lassen.

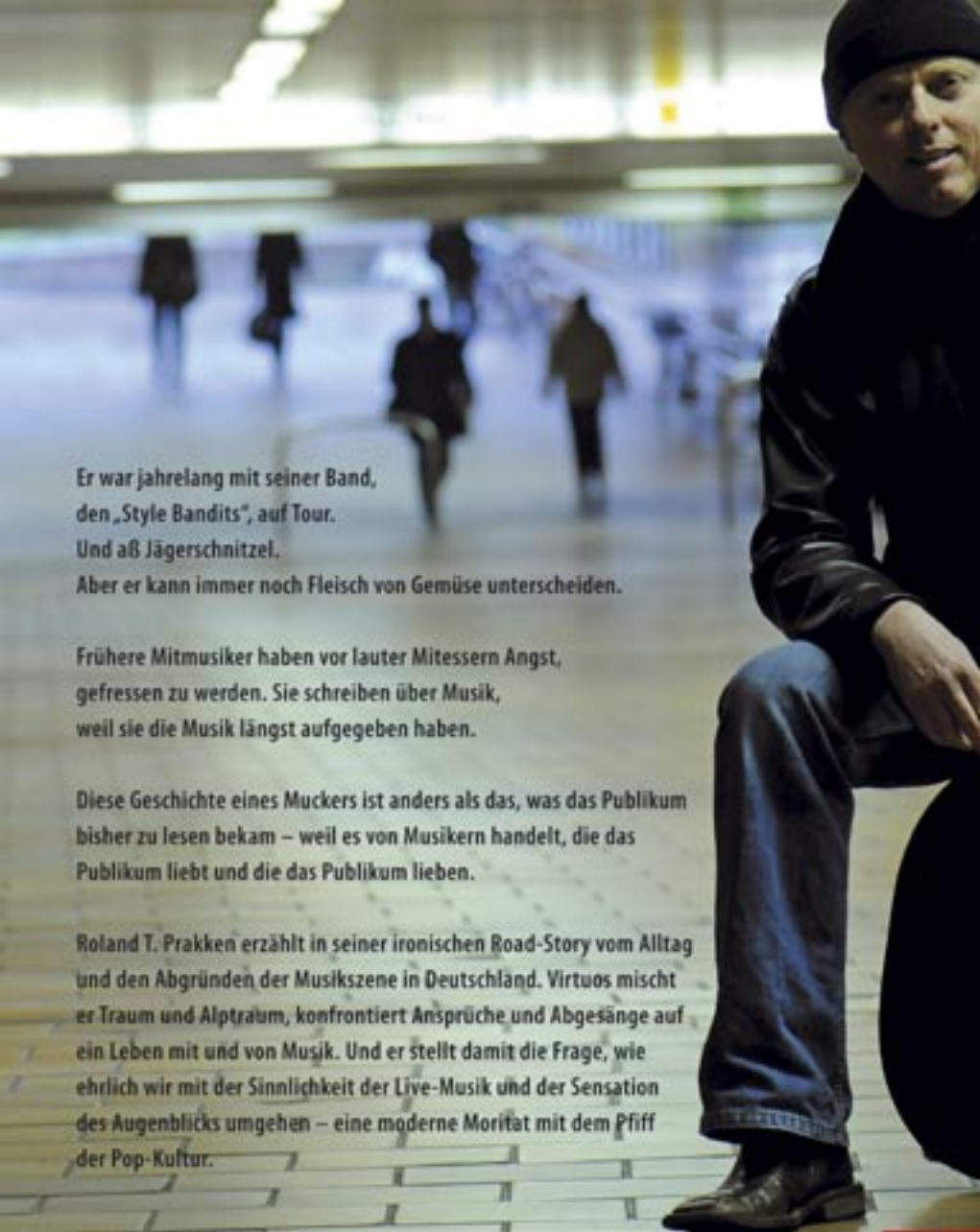
Mag alles sein. Für Gitarristen besteht der Reiz des unbegleiteten Spiels jedenfalls darin zu versuchen, ihr Instrument mit seinen limitierten Möglichkeiten – sechs Saiten, zwei Hände – klingen zu lassen wie mehrere, Basslinien, Akkorde und Melodie gleichzeitig zu spielen, pianistisch zu denken – von der unter Umständen höheren Gage als Belohnung für solches Unterfangen abgesehen.

Ich wurde mal nach einem Auftritt gefragt, warum man es sich denn unnötig schwer machen sollte, wenn ich doch das gleiche Resultat mit zwei Gitarristen erzielen könnte: *Naja, man hat dann Gesellschaft auf der Bühne – muss dafür aber die Gage teilen.* Ebenso gut kann man sich fragen, warum Fußball, eine andere völlig immaterielle Beschäftigung, mit den Füßen gespielt wird. Es wäre doch mit den Händen einfacher. Genau das ist ja gerade der Witz, worüber aber keiner lachen würde.

Und jetzt kommt – wie so oft heutzutage – Zen ins Spiel: Böte es nicht eine noch viel größere Freiheit, wenn überhaupt keiner spielte? Welches Geräusch macht eigentlich ein Gitarrist, der in einem menschenleeren Konzertsaal von der Bühne fällt?

Der Roman „Treulose Tomate ist nicht mein Gemüse“ hat 168 Seiten und kostet 15,80 €. Er kann profotfrei bestellt werden bei www.shop.nachttischbuch.de.





Er war jahrelang mit seiner Band,
den „Style Bandits“, auf Tour.
Und aß Jägerschnitzel.
Aber er kann immer noch Fleisch von Gemüse unterscheiden.

Frühere Mitmusiker haben vor lauter Mitessern Angst,
gefressen zu werden. Sie schreiben über Musik,
weil sie die Musik längst aufgegeben haben.

Diese Geschichte eines Muckers ist anders als das, was das Publikum
bisher zu lesen bekam – weil es von Musikern handelt, die das
Publikum liebt und die das Publikum lieben.

Roland T. Prakken erzählt in seiner ironischen Road-Story vom Alltag
und den Abgründen der Musikszene in Deutschland. Virtuos mischt
er Traum und Alptraum, konfrontiert Ansprüche und Abgesänge auf
ein Leben mit und von Musik. Und er stellt damit die Frage, wie
ehrlich wir mit der Sinnlichkeit der Live-Musik und der Sensation
des Augenblicks umgehen – eine moderne Moritat mit dem Pfiff
der Pop-Kultur.



9 783937 550114

Erstausgabe, Berlin 2008
Copyright © Nachttischbuch